

# Aus der politischen Woche

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 11

PDF erstellt am: **20.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Das Drehflügelflugzeug des Spaniers Cierva.

z'male isch doch de öppis ganz anders. Lueg me numen e so ne Burechtuben a; es dunkt em, mi schtand sälber under der Tür und mi schmödt fascht d'Biöndli, wo ufem Fänfchtersims blüejt. Wenn em i der Frömdi es fettigs Bild begägnert, chame gwüß fasch nümme dervo dänne. Mi merkt nüt, daß d'Lüt um em ume inere andere Schprach rede, mi lost numen uf das, was em das Bild i aller Schtilli erzellt. Mi gschpürt Heimatluft, ghört d'Handorgel spielen und schmödt der Wn, der Chäs und ds Brot, wo ufem Tisch schtand; mi passet, ob nid gly eine vo däne Bärnermannen es Wort zu em wölli säge. Erscht weme ne Mupf i Rücken überchunnt, merkt me, daß me ja gar nid beheimen isch. — Was meinsch, chönt eime bimene modärne Bild ds Gliche passiere? — „Nei, bhüetis nei, grad umgekehrt. Ig wär gwüß i myner eigele Schtuben inn nümme dabeim, wenn so ne neumodischi Selge anere Wand ufhange tät.“ —

E so hei die zwe Buremannen im Tramhüttli unden es Gespräch gha und ig ha feis Wort dervo verlore; ig hät o no lang möge lose, aber undereinsch hei si gschwigen und sy mit länge Schritte dür d'Schtraß uf und ab glosse; es het se dant agfange früüre.

Nach em ne Cherli sy si wieder ga absitzen und hei frösch afa brichte. Dasmal isch vo der Schriftschtellerei d'Reed gsi und ig ha nume glost, wie ne Häftlimacher.

Es gäb doch afe viel gueti, heimatlechi Schriftschsteller, bünders im Bärnbiet und daß me isch e so rächt afangi Bärndütsch schrybe, syg doch öppis bsunderbar heimeligs. Mer emel ghör uf der Wält nüt liebers, weder wenn zur glägene Zyt em e liebi Schtimm langsam und dütlech tüeg bärndütsch vorläse. Das gangi nye und zybi nid so über em ab wie derna öppis anders. Aber leider sygs bi der Schriftschtellerei grad glych, wie bi der Malerei. Geng chömi eine, wo alles no viel besser wölli chönne und wo em öppis modärns wöll ufzwänge. —

„Mir Nemmitaler (es sy also doch Nemmitaler gsi) hei gar nid e so ne grobi Schprach. — Es git ere ja viel, wo schtatt schtill „schtii“ und schtatt viel „viu“, schtatt Mähl „Määu“ und schtatt gäl „gäu“ säge. Aber der u wird ghuuchet und nid vüredrückt wie-n-es Bee. Niemals seit der Nemmitaler „schtiw“ und „wiv“ oder „schtiuw“ und „wüw“ und „Määu“ und „gääu“. Da müeht me ja zerscht mit der Zungen i d'Schmitte oder emel ufe Dängelschtock für sen anders la zwäg'dängelle. U dä wones fettigs Bärndütsch schrybt, wott natürlech e modärne Schriftschsteller sy. Du kennsch ne ja, er isch syner Zyt o ds Langnau gsü; weisch, dä — — —“

E ganzi Zylete Begäbeheite sy druf i die mondheiteri Nacht usetampet worde; si hei mi wenig interressiert, drum

bini ufgeschanden und ha süverli ds Fänfchter zueta und der Kolladen abegla. — Derna hani mi ändlech dem Schlaf chönnen ergä.

## Der Schraubenflieger — die Zukunft des Verkehrs.

In Spanien sind jüngst wohlgelungene Flüge mit dem Drehflügelflugzeug (Helicopter) von Cierva ausgeführt worden. Das Schraubenflugzeug ersetzt die stabilen Flügel des bisherigen Eindeckers durch eine vierblättrige, um eine vertikale Achse drehbare Luftschraube, die einer Windmühle ähnelt. Sie wird durch ein Gummiseil angeworfen, ähnlich wie das bekannte Kinderpielzeug; bei 120 Umdrehungen in der Minute beginnt sich das Flugzeug zu heben. Zur Verstärkung der Hubkraft sind die vier Flächen um die zentrale Achse so angeordnet, daß jeder einzelne wie ein Vogelflügel ein wenig schlägt. Die Bewegung durch den Luftstrom während des Fliegens geschieht mittelst eines Propellers, wie bei der Windmühle. Die Vorteile dieses Flugzeuges beruhen in der Möglichkeit außerordentlich steiler, fast senkrechter Landung, ferner in einem sichern Wiederaufsteigen in die Luft nach steilem Gleitflug.

## Aus der politischen Woche.

### Die Ereignisse in Paris

stehen im Vordergrund des öffentlichen Interesses. Unerwartet plötzlich ist in Paris eine Regierungskrise ausgebrochen: Briand ist am Samstag morgen nach einer Nachtsitzung in der Kammer gestürzt worden. Die Regierung war über dem Feilschen der Parteien um Rappen — bei der vorgeschlagenen Erhöhung des Tabakpreises (Frankreich hat das Monopol) — ungeduldig geworden. Briand brauchte harte Worte gegen Botanowski, den Wortführer der Gemäßigten; diese verschnupften und verursachten den Abfall einer Gruppe von der Rechten, die bisher der Regierung gestimmt hatte. Die Erklärung des Finanzministers Doumer, daß er gewillt sei, das Staatsmonopol für Petrol einzuführen, schlug vollends dem Faß den Boden aus. In der darauffolgenden Abstimmung über die Taxe auf Bezahlungen erlitt die Regierung mit 221 Stimmen gegen 274 eine Niederlage. Briand, von dessen Amtsmüdigkeit schon die Rede war, zog sofort die Konsequenz und bot dem Präsidenten der Republik die Demission an, die dieser auch annahm. Doumergue sieht sich neuerdings vor das schwierige Problem gestellt, Frankreich eine arbeitsfähige Regierung zu geben, die das angefangene Sanierungswerk zu Ende führen wird.

Die Zeiten sind ernst. Frankreich steht vor schweren Entscheidungen: soll es den Weg der Diktatur und der Revolution beschreiten, oder soll es weiterhin der Hort der Demokratie bleiben und in friedlichem Kampf die Meinungen zur Stabilisation seiner Wirtschaft und zum innern Frieden gelangen. Von Tag zu Tag mehren sich die Unzufriedenen. Die politischen Kämpfe in der Kammer finden ihr Echo in den Straßen von Paris. 60,000 Kleinkaufleute schließen ihre Läden, um gegen eine Steuer zu protestieren, die man ihnen im Palais Bourbon zumutet. Wenige Tage vorher, am 1. März, traten 15,000 Bauarbeiter in den Ausstand und zogen demonstrierend gegen die Cité. Vor den Seine-Brücken treten ihnen die städtischen Gardes entgegen und drängen sie zurück; an der Place de la République errichten sie Barrikaden. Die Arbeiter umgehen diese; es kommt zu einem Handgemenge; ein Kohlenwagen und ein Neubau liefern den Manifestanten Wurfgeschosse. Am Abend ist die Ruhe wieder hergestellt, aber 45 Mann des Sicherheitsdienstes sind zum Teil schwer, zum Teil leicht verletzt und acht Demonstranten sitzen hinter Schloß und Riegel. Und dieweil das Pariser Volk das Vertrauen zur

Regierung und zu den Abgeordneten verliert, leistet diese sich den Luxus, wegen geringfügigen Differenzen in Steuerangelegenheiten die Regierung zu wechseln, ein Vorgang, der in diesem kritischen Moment Frankreich Milliarden an Geldwerten und ein gutes Stück eines außenpolitischen Prestiges kostet. Denn zweifellos wird der Franke wieder einen kräftigen Rutsch zur Tiefe tun; er hat ihn schon getan, ist unter 19 gesunken und wird weiter sinken. In gleichem Maße wird die Teuerung und werden die Schwierigkeiten für die innere Politik wachsen.

Aber gleichzeitig werden die äußeren Feinde aus Frankreichs neuer Krise Vorteile ziehen. Italien baut mit fieberhafter Energie seine Flotte aus, eine Flotte, die offenkundig gegen Frankreichs Kolonialmacht gerichtet ist, während der westliche Nachbar mit seinen inneren Schwierigkeiten kämpft. Der Widerstand der Riffablen ist nach Beendigung der Regenperiode aufs neue erwacht. Der Krieg mit den Drusen geht unvermindert weiter.

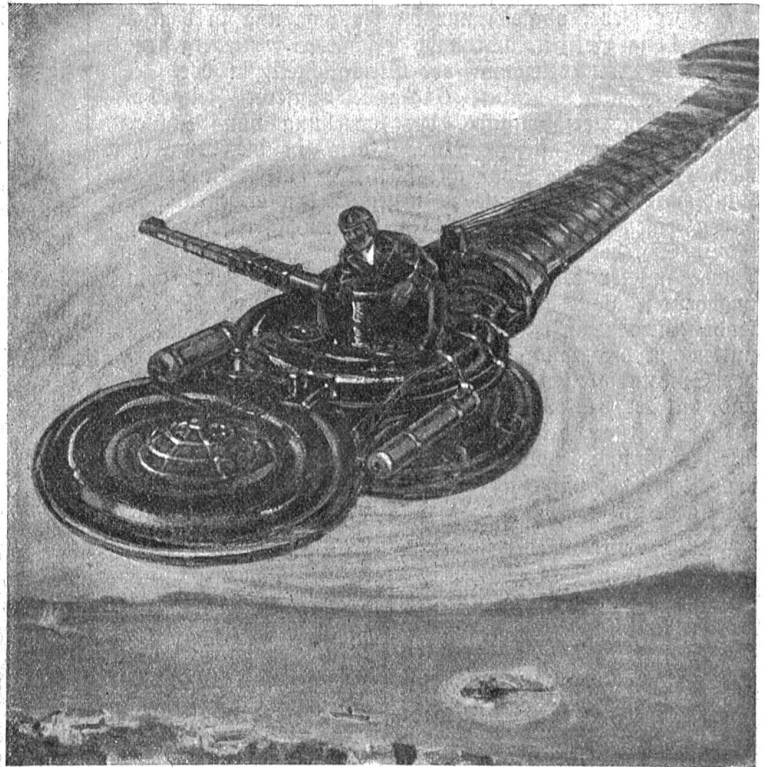
Es trifft sich unglücklicherweise, daß die französische Ministerkrise mit der Eröffnung der außerordentlichen Völkerbunds-sitzung in Genf zusammenfällt. Der „Sieger von Locarno“, der Vorkämpfer des neuen friedensuchenden Europa, Briand, wird an den ersten Verhandlungen in Genf nicht teilnehmen. Er ist immerhin letzten Samstag zu Besprechungen mit führenden Staatsmännern nach der Rhonestadt gefahren, um am Sonntag wieder nach Paris zurückzukehren.

Die Lage erfordert eine rasche Lösung der Krise. Doumergue hat, von Lyon, wo er am Samstag die Messe eröffnete, nach Paris zurückgekehrt, am Montag die Verhandlungen zur Kabinettn Neubildung begonnen. Zunächst besprach er sich mit Briand selber. Wie verlautet, will Briand das Amt eines Ministerpräsidenten nicht mehr auf sich nehmen. (Ist durch die Ereignisse überholt: Briand ist wieder beauftragt.) Man rechnet allgemein damit, daß er in wenigen Tagen nach Genf zurückkehren werde.

In Genf

sind bereits wichtige Beschlüsse gefaßt worden. Als Präsident der Völkerbundsversammlung wurde der Portugiese Alfonso da Costa gewählt. Ueber die wichtigen Fragen, die zur Entscheidung vorliegen, haben sich die Parteien und Gruppen in geheimen Besprechungen zum voraus geeinigt. Die Lösung der Erweiterungsfrage wird wohl dahin lauten, daß Deutschland in dieser März-sitzung als einziger Staat den Sitz im Völkerbundsrat erhält und daß erst in der Herbst-sitzung über die Gesuche von Spanien, Polen, Brasilien und China um Zuteilung eines Sitzes beschlossen werden soll. Man hat Deutschland eine Protokollklärung zugemutet, daß es sich prinzipiell mit einer Erweiterung des Rates nach seiner Aufnahme einverstanden erkläre. Zur Stunde verweigert es noch diese Erklärung; aber es ist nicht ausgeschlossen, daß der Druck von allen Seiten zu groß wird, um diesen Widerstand auf die Dauer aufrecht halten zu können. Spanien droht sogar mit dem Austritt aus dem Völkerbund im Falle der Abweisung seines Anspruches. Schweden fällt als Bundesgenosse Deutschlands darum nicht schwer ins Gewicht, weil im Herbst seine Amtsdauer als nichtständiges Mitglied des Rates abläuft, und die kleinen Staaten, wie Holland, Dänemark, Norwegen und die Schweiz, die einer Ratserweiterung ebenfals abgeneigt sind, haben nicht mitzusprechen.

Aus das Datum der Vorkonferenz für die Abrüstungsfrage soll bereits festgelegt sein und zwar auf den 17. Mai, und Genf soll Konferenzort sein. Man hofft, daß bis zu diesem Zeitpunkte die Einigung zwischen Sowjetrußland und der Schweiz zustande gekommen sein wird.



Der Schraubensieger von Papin & Rouilly. (Eine flugtechnische Phantasie.)

In dieser leidigen Angelegenheit haben in der Tat die Verhandlungen wieder begonnen, und zwar gehen sie diesmal direkt von Staat zu Staat vor sich und ohne fremde Vermittlung. Ferner ist der Beginn der Wirtschaftskonferenz auf den 26. April nächsthin vereinbart.

\* \* \*

„Die europäische Sprache.“

Eine der schönsten und eindrucksvollsten Kundgebungen für den im Werk von Locarno sich manifestierenden Friedenswillen ist Aristes Briands Rede in der Kammer kurz vor seinem Sturz, die zu vermerken wir nicht unterlassen möchten. Die Kammer sollte den Vertrag von Locarno ratifizieren, und der Ministerpräsident mußte für ihn einstehen. Er tat es mit dem ihm eigenen Feuer der Begeisterung für die gute Sache und sprach dabei das schöne Wort aus von der „europäischen Sprache“, die wir alle erlernen mußten.

Die „Nationalzeitung“ druckte daraufhin einen „Offenen Brief“ Emil Schiblis an Briand ab. Der Brief ist eine so schöne, würdige und notwendige Dankeskundgebung, daß wir ihn unseren Lesern nicht vorenthalten möchten. Emil Schibli ist Lehrer in Lengnau und ein bekannter Schriftsteller. Er schreibt:

Herr Ministerpräsident,

erlauben Sie mir, einem schweizerischen Dorfschullehrer, Sie zu Ihrer großen Locarno-Rede zu beglückwünschen. Man mag über diesen Glückwunsch lächeln. Man wird sagen, irgendeiner, ein Mensch aus der Masse, begeht die possierliche Narrheit, den Ministerpräsidenten von Frankreich öffentlich zu grüßen. Ich bin mir dieser Narrheit tief bewußt. Eben darin, daß mein Glückwunsch und Gruß nicht einem erlauchten Munde entspringt, keinem weithin bekannten Träger und Sprecher entstammt, eben darin sehe ich den klaren Sinn meines Beginns. Unter dem Triumphbogen der Place de l'Etoile ruht der unbekannte französische Soldat. Es entspricht französischer Hochachtung vor der Würde des Menschengeschlechts, wenn Sie, Herr Ministerpräsident, von einem unbekanntem Europäer sich huldigen lassen.



Ihre Rede, obgleich nur im Auszuge und in deutscher Uebersetzung gelesen, hat mich erschüttert. Niedergedrückt, mitbelastet vom Kleinmut der Alltäglichkeit, in der Seele angegriffen vom ätzenden Unglauben unserer Zeit, hoffnungslos meiner Aufgabe, der Erziehung von Schülern, gegenüberstehend, fielen Ihre Worte in die Dunkelheit meines Innern, wie Sonnenstrahlen über eine sturmverheerte Landschaft hinleuchten, sie zu neuem Leben erweckend. Sie haben einen Dürstenden getränkt, einen Zweifelnden gestärkt. Sie, der mit einem heldenhaften Glauben die schwere Bürde unserer Menschheit mitträgt, Sie, der unter einer ungeheuren Last nicht zusammenbricht, sondern, die drückende Bürde von Zeit zu Zeit immer wieder abwerfend, mitten auf dem mühsamen Wege des Hasses, der Mißgunst, der Spitzfindigkeiten sich in seinen weißen Haaren aufrichtet, und, mit der Seele eines Helden, das Fahmentuch der Menschlichkeit hoch emporhebt, so hoch, daß es über der ganzen Welt weht und leuchtet, Sie haben, Herr Ministerpräsident, den kleinen Mann seiner kleinen Pflicht von neuem gläubig zurückgegeben.

Man wird wieder lächeln. Aber das tut der Sache, der großen heiligen Sache, unserer gemeinsamen Aufgabe für die Menschheit, keinen Abbruch. Wenn Sie sagten: „Man hat (in Locarno) europäisch gesprochen. Das ist eine Sprache, die man lernen muß“, so kann ich, jetzt durch Sie mit neuen Impulsen erfüllt, leuchtenden Auges vor meinen Schülern in dem kleinen schweizerischen Dorfe stehen und auf Ihr Vorbild hinweisen: „So spricht der Ministerpräsident von Frankreich, Kinder. Wir wollen auch „europäisch“ sprechen lernen, nicht wahr?“ Und wenn es weiter in Ihrer Rede heißt: „Müssen zwei tapfere Völker fortfahren, sich zu zerfleischen, ihre hohe Zivilisation periodisch mit Blut zu beschmutzen? Nein!“ — und wenn der Zeitungsbericht in Klammern beifügt: Donnernder Applaus! — so ist das für das Empfinden meines Herzens keine rhetorische Geste und kein temperamentvoller französischer Gefühlsausbruch, sondern eine spontane Manifestation, die mir, in ihrer menschlichen Erhabenheit, Freudentränen in die Augen treibt.

Sicherlich wird es Schweizer geben (wie es Franzosen gibt, die Ihre Locarno-Rede bemängeln, Herr Ministerpräsident), welche, ihrer ewig scheelsüchtigen und engherzigen Denkungsart gemäß, meinen Gruß an Sie als unwürdige Servilität, verwerfliche Kriecherei bezeichnen. Ihnen sei gesagt, daß ich mich niemals schämen werde, die große Seele zu grüßen, finde ich sie im Bettlergewande oder auf dem Ministerstuhl. Und ich werde sie immer beide grüßen, den Bettler und den — Ministerpräsidenten. Denn wir sind Menschen. Wir alle haben die Pflicht, Gott zu suchen und zu dienen! **Emil Schibli, Lengnau bei Biel.**

## „Sehr geehrter Herr! . . . Hochachtungsvoll!“

Von Emanuel Studer, Thun.

Es war zur Zeit, da der hungrige Krieg so unendlich viele, unendliche hungrige Menschen fraß, und im ganzen besetzten Gebiet kein rechter Mensch mehr recht satt war. Die wenigen probigen Schieber, Seifenbarone genannt, und die feindlichen Offiziere, die sich an den Restaurationstischen auf offenem Boulevard vor dem Gros der vor Hunger schwankenden Passanten gütlich taten und auf ihre Art „durchhielten“, nicht einmal Diese waren recht satt, sie waren überfättigt.

Nichts und niemandem durfte man mehr trauen. Ueberall das gleichnerische Meißere, selbst bei den Waren. Kaffeejak, nur gebrannter, resp. gerösteter Weizen, hieß „Torrealin“ und wurde in einer prächtig farbigen Düte verkauft. In den

Schaufenstern stellte man am Morgen schöne violette Seife aus, vertrauenerweckend, anzuschauen. Gegen Mittag schmolz sie aber schon, und man sah bald nur noch Sodakristalle.

„So wie die War, war nichts mehr wahr, das war.“

Dies waren die Zeiten, da ich den Helden unserer Geschichte kennen lernte.

Ich war in einer Provinzstadt bei einer fremden Firma tätig. Die einheimischen Geschäfte stunden alle still, und man mußte schließlich doch leben.

Eines Abends, wie ich nach Hause kam, sagte mir meine Frau, es sei ein flämischer Lehrer dagewesen und hätte dringend mit mir sprechen mögen behufs Erlangung von Arbeit. Ich gab zuerst eine etwas ärgerliche Antwort, wie man es eben tut, wenn man sich zu machtlos fühlt, um da helfen zu können, wo man doch so gerne helfen möchte. Mit dieser Antwort wurde ich aber die Geschichte doch nicht los. Meine Frau fügte noch bei, er hätte ihr geklagt, er habe acht zwar unterernährte, doch sonst gesunde und desto hungrierere Kinder und eine schwächliche, kränkelnde Frau. Was nun tun?

Da es noch nicht später Abend ist, mache ich mich auf den Weg und erhandle mir unterwegs ein Kommisbrot. Am Ziel angelangt, frage ich nach dem betreffenden Lehrer.

„Papa ist nicht zu Hause, er ist Arbeit suchen gegangen. Er will alles annehmen.“

Hinter der Hungerskranken Frau gucken ein Haufen magerer Kinder hervor und wagen es nicht zu glauben, daß das mitgebrachte Brot für sie sei. Ich bestelle den Mann für den folgenden Tag zu mir, da ich mit ihm sprechen will und muß.

Zur abgemachten Zeit stehe ich vor der Haustüre, um dem armen Herrn doch wenigstens eine umständlichere Nachfrage zu ersparen.

Niemand kommt daher. Die Straße ist wie ausgestorben. Nur am untern Ende zeigt sich ein sehr eleganter Herr. Er nähert sich unserm Hause und spricht mich an. Er ist es, im Zylinderhut und im Gehrock. Beide Kleidungsstücke zeigen eine etwas veraltete Form.

Nur Wenige hatten ihre Kleider noch nicht wenden lassen müssen. Es gab sogar welche, die die Kleider nochmals hatten kehren lassen, weil die Kehrseite noch abgeschabter geworden war, als die ursprüngliche Seite.

Da aber unser Herr Lehrer schon lange nichts mehr zu lehren und insolgedessen auch nichts mehr zu lehren oder verkehren hatte, mußte er halt eben noch das anziehen, was er hatte, und da hing nur noch Hochzeitshut und Hochzeitsrock im Kasten.

Ein Glück nur, daß der fünfzigjährige Herr durch die Kriegshungerkur wieder so schlank geworden war, wie es der fünfzigjährige Hochzeiter gewesen.

Ich lasse ihn eintreten und Platz nehmen. Es ist im Geschäfte eine kleine Stelle frei, nur muß der Betreffende auch Deutsch verstehen, und ich ersuche ihn, mir doch ein wenig seine Kenntnisse zu zeigen.

Da er Lehrer ist, also Theoretiker, Grammatiker, Pöb I. u. II., vom holden Frühling zu erzählen weiß, nicht aber vom alltäglichen Leben, spricht er mich ganz wunderbar schriftlich an:

„Sehr geehrter Herr!“

Er verabschiedet sich auch mit dem höflichen Briefgrüße:

„Hochachtungsvoll!“

Wie ich dies kleine Ergebnis dem Direktor erzähle, lacht er zuerst so recht herzlich mit einer Träne im Auge, sagt aber dann, diesem Herrn „Hochachtungsvoll“ müssen wir helfen, und stellt ihn ein.

Da ihm aber nicht nur der Name „Hochachtungsvoll“ geblieben ist, sondern auch er selbst „hochachtungsvoll“ blieb, konnte er doch seine arme Familie durch den Krieg hindurchschleppen.